

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Prämumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

M a g a z i n

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats- und Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlh. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 108.

Berlin, Freitag den 8. September

1837.

S ü d - A m e r i k a.

Robinson's Insel „Juan Fernandez“.

Die Insel Juan Fernandez ist im gegenwärtigen Jahre aus der Südsee verschwunden. Einer vulkanischen Eruption hatte sie, allem Vermuthen nach, ihr Entstehen zu verdanken, und in einem Erdbeben hat sie ihren Untergang gefunden. So bezeichnen zwei gewaltige Katastrophen den Anfang und das Ende ihres Lebenslaufes, der still und geräuschlos gewesen ist und der Welt wenig zu reden gegeben hat. Die Spuren ihrer bescheidenen Existenz muß man aus den Erzählungen der Reisenden zusammensuchen, die von Zeit zu Zeit an den Gestaden der Insel gerast haben, und es lobnt sich wohl der Mühe. Manches Menschenleben enthält nur einen ausgezeichneten Tag, nur eine inhaltschwangere Stunde, und um dieses Tages, dieser Stunde willen wird sein Andenken nach dem Tode aufgefrischt. So ist auch mancher Fleck auf der Erde, dem die Begebenheiten eines einzelnen Tages oder Jahres einen Namen gemacht haben. Die Insel Juan Fernandez ist der Aufenthaltsort des Matrosen gewesen, welchen Daniel de Foë mit dem Namen Robinson Crusoe getauft und weltberühmt gemacht hat; darum verdient sie einen Nekrolog.

Der Spanische Seemann Juan Fernandez, welcher der Insel seinen Namen gegeben, hat zu Ende des 16ten Jahrhunderts gelebt. Er machte gewöhnlich die Fahrt längs der Westküste von Süd-Amerika, von Peru nach Chili hin und zurück. Auf diesen Reisen hatte er nur einen Feind, oder einen hartnäckigen und furchtbaren, den Südsturm, der in diesen Gewässern herrscht, und durch welchen jede wiederholte Fahrt zu einer harten Übungsschule in den Mühsalen und Wagnissen des Seemannslebens wurde. Eines Tages kam der vielerprobte Seemann auf den Einfall, ob er diesen beschwerlichen Stürmen nicht ausweichen könnte, wenn er sich weiter von der Küste ab gegen das hohe Meer hielte. Er that's und befand sich wohl dabei; dem Verichte der gefährlichen Küstenströmungen entzogen, glitten und tanzten seine Schiffe über den plötzlich wie durch Zauber ruhig gewordenen Meerespiegel dahin. So gelangte er im Jahre 1572, auf der Reise nach Chili, an eine unbekannte Küste, und, glücklicher als der große Colombo, gab er dem Eilande seinen eigenen Namen, den es dreißig Jahre später getragen hat. Nach seiner Rückkehr erzählte er viel Herrliches und Schönes von seiner neuen Entdeckung, aber für seinen Vorschlag, eine Kolonie dorthin zu führen, hatte die Regierung zu Madrid kein Ohr. Die Seeherrschaft begann damals bereits, den Händen der Spanier zu entgleiten, und je mehr die Regierung des Mutterlandes ihre Macht schwinden sah, desto ängstlicher und misstrauischer wurde sie. Jede Unternehmung, wodurch die Aufmerksamkeit ihrer Europäischen Nebenbuhler auf Westindien und den Süd-Deean gelenkt werden konnte, schien ihr gefahrdrohend für die Amerikanischen Besitzungen. Statt die Feinde entschlossen abzuwehren, zog die Spanische Macht sich furchtsam in sich selbst zusammen, und hätte sich gern durch Wästen isolirt. Ob dem Juan Fernandez sein Begehren geradezu abgeschlagen worden, wissen wir nicht; es scheint, die Insel gefiel ihm so wohl, daß er den Entschluß faßte, sich auf eigene Faust daselbst niederzulassen. Aber die Geduld ging dem unruhigen Seemann bald aus. Die Wellen des Deean, die ab und zu an das Gestade rauschen, die Fluth, die Brandung sprechen zu dem Seefahrer, der mit ihnen vertraut geworden, eine eigene, geheimnißvolle Sprache, und er widersteht der Verlockung nicht. So räumte denn Juan Fernandez sein kleines Königreich, und ließ die Insel im Besitze elliher Ziegen, die sich in der Freiheit des wilden Lebens zahlreich fortpflanzten. Er bestand noch viele Fahrten und Abenteuer zur See, und eine nicht hinlänglich verbürgte Sage nennt ihn den Ersten, der auf einer Reise durch den Süd-Deean die Küsten von Neu-Seeland gesehen. Aber, so wird erzählt, er behielt das Geheimniß für sich; auch seiner Schiffsmannschaft sagte er nichts davon, sondern blüete es bis an seinen Tod. Das Wesen der damaligen Spanischen Politik, ihre verdächtige Eifersucht, ihr Argwohn gegen die eigenen besten Diener zeichnet sich recht sichtbar in dieser Sage von dem klünnen Seefahrer ab, der einen neuen Kontinent entdeckt und es verschweigt, als erwartete er Strafe dafür oder Undank, als sähe er voraus, daß der Reid und die Mißgunst der nächsten Gefährten ihn doch den Ruhm verbittern und die Ehre der Entdeckung rauben würde. Dieses Verhältnis zu einer Regierung, die ihn argwöhnisch niederhielt, hat dem Charakter und den Abenteuern des Juan Fernandez einen geheimnißvollen und beinahe sagenhaften Anstrich verliehen, und der weite, wenig bekannte Süd-Deean wurde in der Phantasie der Seefahrer zum

Schauplatz wunderbarer Geschichten, in denen jener Spanier mit seinen Gefährten, oder Andere seines Gleichen eine Rolle spielten.

Aller Befürchtungen, der abergläubischen sowohl als der politischen, und aller Anstalten, wodurch die Spanische Regierung die Inseln und Küsten Amerika's gegen fremde Fahrzeuge abzusperren suchte, spotteten im 17ten Jahrhundert die Flibustier. Sie schwärmten zahlreich an der Westküste Süd-Amerika's einher, und wenn ihre Fahrzeuge vom Sturme entmastet, ihre Vorräthe aufgezehrt waren und der Stodut unter ihrer Mannschaft grassirte, war ihnen die Insel Juan Fernandez ein willkommenener Landungsort, wo sie Ueberfluß an frischem Wasser, heilsame Pflanzenkost, köstliche Fische und Ziegen in großer Menge fanden. Hier hielten sie Raub, theilten ihre Beute, und hausten wie vollberechtigte Erben und Nachfolger des ersten Besitzers. Die Spanischen Kriegsschiffe, die längs der Küste gegen die verwegenen Piraten kreuzen sollten, trafen selten mit ihnen zusammen, und hatten manchmal das Zusammentreffen zu bereuen.

In dieser zügellosen und gar nicht ehrbaren Gesellschaft treffen wir um das Jahr 1680 einen Englischen Seemann, dessen Name mit Recht berühmt ist, William Dampier. Er war ein Steuermann, der weit und breit seines Gleichen suchte, von Sitten roh und läppisch wie ein Matrose, voll Muth und unerschütterlicher Willenskraft, aber ein unruhiger, abenteuerlicher Geist, der sich in ein Wagniß über das andere einließ. Er war eigentlich nach der Campeche-Bay gefahren, um dort heimlich Farbepflanzungen zu laden; unterwegs gerieth er unter die Dufaniers, und ließ sich von ihnen zu einer Fahrt in die Südsee bereden. Ein Seeräuberschiff auf dem Meere ist seiner Verfassung nach eine echt demokratische Republik, wo die Leidenschaften nie zur Ruhe kommen und unter dem Deck beständig eine Verschwörung der Gehorchenden gegen die Befehlenden gährt. So brachen auch auf den Flibustier-Schiffen fast bei jeder Fahrt Verschwörungen aus; zuweilen auf offenem Meere, und der Capitain fand sich beim Erwachen auf seinem Lager gefesselt; öfter jedoch am Lande, an irgend einer verlassen Küste, wo man die Dpse der Verschwörung umbrachte oder hilflos aussetzte. So lange man sich am Bord befand, blieb die Mannszucht und Subordination noch einigermaßen mächtig, und eine gewisse Eche vor der gewohnten Ordnung hielt die Meuterer zurück; erst wenn man ans Land stieg und das Schiff aus den Augen verlor, süßte die Zügellosigkeit und die Nachlust sich aller Bande ledig. So ging auch das Fahrzeug, worauf sich Dampier befand, mit einer Revolte schwanger, die ausbrach, als man, um Wasser einzunehmen, auf Juan Fernandez landete. Der Capitain Sharp verlor das Kommando und das Leben. „Weder sein Benehmen, noch seine Tapferkeit war zu loben“, sagt Dampier, der über den Vorgang mit großer Kaltblütigkeit berichtet. „Während die Leute noch ganz und gar mit ihrem gelungeneu Staatsstreich beschäftigt waren, kamen ihnen die Spanischen Kreuzer über den Hals; mit genauer Noth erreichten sie noch ihr Schiff und trachen in die See. Bei dieser Flucht über Hals und Kopf versagte man einen armen Teufel von Indianer, einen Moskito, der in die Berge auf die Ziegenjagd gegangen war und jetzt allein auf der Insel zurückblieb.“

Die Leser werden zu wissen wünschen, was ein Moskito sey. Diesen Namen führte eine kleine wilde Völkerschaft der Halbinsel Yucatan, in der Nähe des Kap Honduras. Man war geneigt, sie für die letzten Abkömmlinge eines vormals auf dem Kontinent heimisch gewesenen, edleren Menschenstammes zu halten; so sehr zeichneten sie sich durch hohen und kräftigen Wuchs, durch die Stärke und Behendigkeit ihrer Glieder, durch ihre Schnelligkeit im Lauf, ihre Geschicklichkeit in Jagd und Fischfang, die Schärfe und Fernsicht ihres Auges, und durch andere physische und moralische Eigenschaften vor den übrigen Indianerstämmen aus. Den Spaniern trugen sie bitteren Haß nach, aber anderen Weißen, namentlich den Engländern, leisteten sie gern und freundlich Dienste, ja sie waren den Reisenden unentbehrlich. Jedes fremde Schiff, das die Amerikanischen Meere besuhr, hatte seinen Moskito an Bord, und die Seelente sagten: „unser Moskito“, etwa wie man sagen würde: „unser Proviantmeister, unser Koch.“ Die Vorstellung hat etwas Anziehendes, sich den Moskito als einen geschätzten, in der Nothwehr erstarrten Indianer vorzustellen, der die Mühsal der Freiheit einer trägen Knechtschaft vorgezogen hat, und sich den neuen Ankömmlingen anschließt, um Weisand gegen die alten Unterdrückten zu finden. Der Moskito bewahrte übrigens auch an Bord des Europäischen Schiffes seine volle Unabhängigkeit, und that, was er that, auf seine Weise, nach eigenem Belieben. Er setzte sich allein auf sein Kanoe und fuhr auf den Fischfang aus; wollte man ihn darin führen, so ließ er eigenmächtig die schönsten Fische vorüberziehen, als sähe er sie nicht. Bei seiner großen Fassungsgröße